

Ludwig D. Morenz

Kultur- und medien- geschichtliche Essays zu einer Archäologie der Schrift

Von den frühneolithischen Zeichensystemen
bis zu den frühen Schriftsystemen in
Ägypten und dem Vorderen Orient



Thot. Beiträge zur historischen
Epistemologie und Medienarchäologie

4

Kultur- und mediengeschichtliche
Essays zu einer Archäologie
der Schrift

Thot. Beiträge zur historischen Epistemologie und Medienarchäologie

Band 4

Editor

Amr El Hawary | Ludwig D. Morenz

Editorial Board

Prof. Nikolai Grube	Altamerikanistik, Universität Bonn
Prof. Manfred Krebernig	Altorientalistik, Universität Jena
Prof. Dr. Roland Posner	Semiotik, TU Berlin
Prof. Udo Rüterswörden	Semitistik, Altes Testament, Universität Bonn
Prof. Klaus Schmidt	Archäologie, DAI Berlin
Prof. Gebhard Selz	Altorientalistik, Universität Wien
Dr. Andréas Stauder	Ägyptologie, Universitäten Chicago und Basel

Leseprobe

Ludwig D. Morenz

Kultur- und mediengeschichtliche Essays zu einer Archäologie der Schrift

Von den frühneolithischen Zeichensystemen
bis zu den frühen Schriftsystemen in Ägypten
und dem Vorderen Orient



EBVERLAG

Leseprobe

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch, einschließlich aller seiner
Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen sowie die
Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen bedürfen der
schriftlichen Genehmigung des Verlags.

Umschlagmotiv:

Umschlag: Rainer Kuhl

Satz: Rainer Kuhl, Nadine Scherer

Copyright ©: EB-Verlag Dr. Brandt
Berlin 2013

ISBN: 978-3-86893-096-2

Internet: www.ebverlag.de

E-Mail: post@ebverlag.de

Printed in Germany

Was nie Geschrieben wurde, lesen

H. von Hofmannsthal

*Wer zum Verständnis einer Kultur gelangen will,
muß sich um das Verständnis des Wandels ihrer Kodes bemühen.*

R. Keller, 1997

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	11
Einleitung: Das kulturelle Wunder-Werkzeug Schrift	15
1) Was ist Schrift?	15
Exkurs 1: Ein altsteinzeitlicher Text	27
2) Vom Prestige der <i>Schrift im engeren Sinn</i>	33
3) Vorstellungen vom Ursprung der Schrift und ein autoreflexiver Mediendiskurs	35
4) Funktionen des Schreibens in der frühägyptischen Gesellschaft	42

Kapitel I

Historische Tiefenschnitte der Zeichen-Geschichte

I.1) Hand-Zeichen. Zur Geschichte der visuellen Kommunikation von den steinzeitlichen Anfängen bis zur frühen Schrift	47
I.1.1) Visuelle Kommunikation und die Bedeutung der Hände in der kulturellen Evolution	47
I.1.2) Hand-Zeichen im frühneolithischen Zeichensystem	59
I.1.3) Form- und Funktionskontinuitäten des Hand-Zeichens	68
I.1.4) Hand-Zeichen in der frühen ägyptischen Schrift	78
I.1.5) Zusammenfassung und Ausblick	81
I.2) Die lange Vorgeschichte von Schriftzeichen. Eine archäo-semiotische Fallstudie zur Herausbildung von Schrift im mesopotamischen Raum	83
I.2.1) Das Zeichenrepertoire und andere Muster der Zeichenbildung ..	83
I.2.2) Das frühneolithische Zeichensystem und die „kleinen Zeichen“	87
I.2.3) Der Stierkopf als Bildzeichen	88

I.2.4)	Form und Funktion der „kleinen Zeichen“	102
I.2.5)	Etappen der Notationstechnik und ihr sozio-kultureller Kontext	105

Kapitel II

Das frühneolithische Zeichensystem in Obermesopotamien

II.1)	12.000 Jahre alte Texte? Zeichen zur kulturellen Bewältigung von Furcht	109
II.2)	Mediale Inszenierungen des Mondes. Zur Dekodierung des frühneolithischen Zeichensystems und dessen kultureller Verortung	124
II.3)	Von großen und kleinen Zeichenträgern. Intertextualität im frühneolithischen Zeichensystem	144
II.3.1)	Das frühneolithische Zeichensystem	147
II.3.2)	Eine besondere Intertextualität zweier Bild-Texte	155
	Exkurs 2: Eine mythologische Szenerie auf dem Relief-Pfeiler 43 aus Göbekli-Tepe	165
II.3.3)	Weitere frühneolithische Bild-Gewebe. Ein Ausblick	169
II.4)	Kosmo-Gramme im keramischen Neolithikum und ihre Familienähnlichkeit zur Schrift	176

Kapitel III

Vorderer Orient. Vorstufen und Kontinuitätslinien zur Schrift

III.1)	Archäologie der Schrift. Die Erfindung des Rebusprinzips in protoschriftlicher Zeit	189
III.1.1)	Historische Anfänge der Kulturtechnik Schreiben	189
III.1.2)	Das Kommunikationssystem der Tokens	196

III.1.3) Das älteste sumerische Rebus – eine besondere urukäisch-sumerische Prägung der Tokens	202
Exkurs 3: Handzeichen und ihre Transformation in der graphischen Kommunikation	204
III.1.4) Der arbiträre Gebrauch des Rebus' im Zeichengebrauch und dessen interkulturelle Adaptionen	207
III.1.5) Medien- und kulturgeschichtliche Verortung der Tokenform 	208
III.2) <i>Icons</i> und Metonyme. Ein Beitrag zum frühen urukeischen Zeicheninventar	212
III.2.1) Zusammensetzung des archaischen urukeischen Zeicheninventars	212
III.2.2) Graphische <i>Icons</i> von HERRSCHAFT	215
III.2.2.1)  (sumerisch EN) = „Herr“	215
III.2.2.2)  (sumerisch GAL) = „GROSS“	218
III.2.2.3)  (sumerisch NAM) = „BESITZER“	219

Kapitel IV

Ägypten. Die älteste Schriftkultur mit einem komplexen, hybriden phono-semantischen Schriftsystem

IV.1) Der <i>lesende</i> Blick in der Wirkung auf die Herausbildung der Schrift. Versuch einer Kompositionalitäts-Archäologie	221
IV.2) Schriftgeschichte als Kulturgeschichte. Bilder – Zeichen – Laute – Texte	239
IV.2.1) Zum Prozess der Herausbildung der Schrift	239
IV.2.2)  – Ein Zählgestus als ein altes Einkonsonantenzeichen aus dem 4. Jt. v. Chr. und sein baldiges Ausscheiden aus der hieroglyphischen Enzyklopädie	252
IV.2.3 Erweiterter Lesungsversuch eines hybriden bild-schriftlichen Textes	256

IV.3)	Die Inszenierung von Deutungsmacht und die Instrumentalisierung graphischer Kommunikation	264
IV.4)	Die große Systematisierung des Schriftsystems in der Memphis-Reform (frühes 3. Jt. v. Chr.)	276
IV.5	Spuren der ägyptischen Konzeption von (<i>ṯ</i>)- <i>stj</i> (Nubien). Eine semiotische Fallstudie archaischer Schriftzeichen	294
IV.5.1)	Geopolitische Bedingungen	295
IV.5.2)	Die Herausbildung der frühen Schriftlichkeit im Niltal	297
IV.5.3)	Die ägyptische Repräsentation der Nubier	299
IV.5.4)	Ausblick. Die anschließende ägyptische Schrifttradition	307
IV.6)	Mafdet und Sopdu. Die Prägung neuer Göttergestalten im theo-politischen Diskurs der frühdynastischen Zeit	307
IV.6.1)	Herrscherliche Strafgewalt nach innen – Zur Konzeption der Funktionsgöttin Mafdet	308
IV.6.2)	Herrscherliche Strafgewalt nach außen. Zur Konzeption des Funktionsgottes Sopdu	315
IV.7)	Verdichtete Gesten. Theatralik in der Hieroglyphenzyklopädie	332
IV.8)	Von FRAU und MANN. Grundmuster altägyptischer Mentalität im Spiegel der Hieroglyphen	352
Literaturverzeichnis		373
Index		405
Begriffe		405
Orte		405
Götter		406

Vorwort

Eine medien- und mentalitätsgeschichtliche Grabung in den *Brunnen der Vergangenheit* hat für eine Archäologie der Schrift und ihre Vorstufen in den letzten 20 Jahren eine enorm erweiterte Materialbasis bekommen. Zugleich scheint mir schon wegen der methodischen Probleme im Umgang mit dem Überlieferungszufall eine offene Form der Darstellung in eigenständigen Aufsätzen bei trotzdem durchgehenden Fragestellungen so angemessen wie naheliegend.

Diese Essaysammlung beginnt mit einem Geburtstagsvortrag für Françoise Labrique in Köln und schließt mit meiner Bonner Antrittsvorlesung, beide vom November 2009. Zwischen diesen Eckpunkten stehen Arbeiten aus interdisziplinären Bonner Arbeitsgruppen: dem *Zentrum für Transkulturelle Narratologie* und dem *Schrift-Workshop* der Ägyptologie, Altamerikanistik, Theologie und Sinologie sowie einige weitere Essays.

Bestimmte Wiederholungen bei den in unterschiedlichen Redezusammenhängen entwickelten Arbeiten wurden hier nicht völlig auszumerzen versucht, weil dies die Kohärenz der Einzeltexte zu stark beeinträchtigen würde. Zudem werden diese Aspekte im Horizont verschiedener Fragestellungen beleuchtet, und so darf gehofft werden, dass im Umkreisen der Problemfelder jeweils neue Facetten sichtbar werden. Zugleich wurden diese Essays aus einer Grundfragestellung heraus entwickelt: einer Schriftgeschichte verstanden als Medienarchäologie und Kulturwissenschaft am frühneolithischen, altägyptischen und altorientalischen Material.

Das Bonner *Institut für Kunstgeschichte und Archäologie* und speziell die darin beheimatete *Abteilung für Ägyptologie* erwies sich als ein anregender Ort für die hier entwickelten Fragestellungen. Ein besonderer Dank geht an meinen Freund und Kollegen Amr El Hawary für spannende Diskussionen und vielfältige Unterstützung in meinem ersten Bonner Jahr. Weiterhin danke ich meinen Bonner und Kölner Kollegen Martin Bentz, Andreas Blasius, Stefan Conermann, Albert Davletschin, Josef Eiwanger, Heinz Felber, Nikolai Grube,

Marc Hermann, Harald Wolter von dem Knesebeck, Konrad Klaus, Robert Kuhn, Françoise Labrique, Aris Legowski, Marcus Müller, Christian Prager, Andrea Ulshöfer und Peter Schwieger für verschiedenste Hinweise. Diese Arbeiten entstanden in einem intensiven Austausch mit Klaus Schmidt, der mich zudem großzügig mit Bildern teilweise noch unveröffentlichter Objekte aus dem frühneolithischen Heiligtum des Göbekli Tepe versorgte. Die *emails* aus seinen Grabungszeiten bargen mitunter faszinierende Überraschungen. Robert Kuhn danke ich für die Anfertigung einiger Zeichnungen sehr herzlich. Die Umzeichnungen der frühneolithischen Täfelchen stammen weitgehend von Stefan Wimmer. Vielfältige Anregungen erfuhr ich zudem von anderen Kollegen, insbesondere Frank Feder, Erhard Graefe, Manfred Krebernik, Katja Liebal, Angelika Lohwasser, Ryszard Mazurowski, Eberhard Ortland, Roland Posner, Wolfgang Schenkel, Simon Schweitzer, Gebhard Selz, Andréas Stauder, Pascal Vernus und Trevor Watkins. Die Begegnungen mit Wolfgang Schenkel waren und sind immer intellektuelle Abenteuer, und ihm möchte ich hier einen öffentlichen kleinen Dank abstatten.

Das Handzeichen aus dem 10. Jt. v. Chr. –  – soll auf die lange Kontinuität indexikalischer, ikonischer und symbolischer Dimensionen von Zeichen hinweisen, der von Handabdrücken sogar bereits aus dem Paläolithikum bis zum modernen Fingerabdruck reicht. Damit korrespondiert die ägyptische Hieroglyphe  (diese Form stammt aus einer Felsinschrift aus der XII. Dynastie), sofern sie zwar auch ikonische Qualitäten hatte, aber im Schriftgebrauch einfach als Einkonsonantenzeichen den Lautwert *d* repräsentierte. In diesem Nebeneinander der beiden einander so ähnlich aussehenden Zeichen kommt die Spannung zwischen Schrift im engeren und Schrift im weiteren Sinn zum Ausdruck, die sich eben weniger an der Form als vielmehr an der Funktion der Zeichen festmachen lässt.

Vorab ist noch auf zwei Probleme mit der Lesung bestimmter Königsnamen hinzuweisen. Der Name Nar-m(eh)er ist der in den uns fassbaren schriftlichen Dokumenten erste, der nach dem Muster *gefährliches Tier* (*n^cr*-Wels) + *Adjektiv, das Stärke ausdrückt* gebildet ist. Vermutlich fungiert *mr* bzw. *mḥr* – „furchterregend“ – als ein ehrenvolles Epitheton, das der König „Nar“ mit

Bezug auf ein besonderes Ereignis annahm¹. Zudem fragt sich, ob dieses Zeichen  als ein Zwei- oder vielleicht als ein Dreikonsonantenzeichen aufzufassen ist². Bei dem fünften (bzw. in anderer Zählung) sechsten König der I. Dynastie ist noch nicht gesichert, ob sein Horusname Den oder Dewen zu lesen ist, wobei mir die Lesung als Defektivschreibung *d(w)n* – „der (die Flügel) spreizt“ – plausibel scheint.

Zur zeitlichen Groborientierung möge die folgende Skala dienen:

10./9. Jt. v. Chr.	Frühes Neolithikum (Göbekli Tepe, Tell Qaramel etc.)
6./5. Jt. v. Chr.	Mittleres Neolithikum (Çatal Hüyük, Samarra etc.)
4. Jt. v. Chr.	Chalkolithikum
ab etwa 3200 v. Chr.	Formative Phase der ägyptischen Kultur
ca. 3050/2900 v. Chr.	Beginn der dynastischen Zeit Ägyptens mit Nar(-me(he)r) ³

¹ Jedenfalls sind auch Schreibungen nur mit dem Namen *nṣr* („Wels“) belegt, und wir dürfen davon ausgehen, dass es sich um dieselbe Person handelt. Dann wäre *mr* bzw. *mḥr* das erste ehrende Epitheton, das wir aus der ägyptischen Geschichte kennen. Die Bezeichnung mit dem Raubfisch „Wels“ passt zu dem Typ der proto- und frühdynastischen Herrschernamen, die mit gefährlichen Tieren gebildet sind: cf. L. Morenz, *Zoophore Herrschernamen*.

² J. F. Quack, Zum Lautwert, argumentierte für ein Verständnis von  als Dreikonsonantenzeichen, woraus ich die Konsequenz gezogen hatte, den Namen Nar-meher zu lesen cf. L. Morenz, *Bild-Buchstaben*, 3; im Gespräch brachte dann S. Schweitzer neue Argumente für die traditionelle Lesung als *mr* vor, die in der ZÄS publiziert werden sollen.

³ Die absolute Datierung ist noch keineswegs völlig gesichert. Nach einer längeren Chronologie lebte Nar-me(he)r, in dessen Regierungszeit wir das Scharnier zwischen proto- und frühdynastischer Zeit sehen können, am Ende des 4. Jt. v. Chr. Wir können und müssen uns im Rahmen der gewählten Untersuchungsperspektive mit dieser (m. E. immer noch offenen) Frage nicht weiter beschäftigen. In E. Hornung/R. Krauss/D. Warburton, *Ancient Egyptian Chronology*, wurde die Kurzchronologie verwendet. Demnach wäre Nar-me(he)r im 3. Jt. v. Chr. anzusiedeln.

Einleitung:

Das kulturelle Wunder-Werkzeug Schrift

1) Was ist Schrift?

Schrift ist ein scheinbar selbstverständlicher Alltagsbegriff, der jedoch nur ausgesprochen schwierig zu definieren ist. Tatsächlich sind denn auch in der Forschung ganz verschiedene Ansätze im Umlauf, von denen zum Einstieg wenigstens einige herausgegriffen werden sollen⁴.

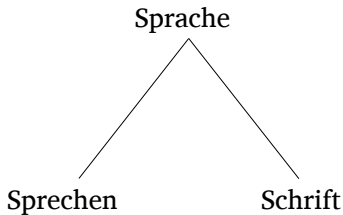
In der altägyptischen Kultur wurde terminologisch kein Unterschied zwischen „Schreiben“ und „Zeichen/Malen“ gemacht. Beides wurde gleichermaßen als *zh3* bezeichnet, und diese Terminologie kennen wir ähnlich aus der griechischen Kultur, sofern *γραφειν* eben sowohl „schreiben“ als auch „zeichnen/malen“ bezeichnen kann⁵. Genau diese begriffliche Breite wurde auch in der Kultur der Maya praktiziert und steckt dort in dem Lexem *tz'ib*. Trotzdem dürfen wir wohl davon ausgehen, dass auch in diesen Kulturen ein Unterschied zwischen der Praxis des Schreibens im engeren Sinn und dem einfachen Zeichen/Malen gemacht wurde. Wenn diese Differenz terminologisch nicht ausgedrückt wurde, könnte dies bedeuten, dass in dieser kulturellen Perspektive eben das Zeichen-hafte⁶ als ein gemeinsamer Nenner im Fokus stand. Diese Sichtweise ist zweifellos eine legitime Perspektive, die sogar in der modernen schriftwissenschaftlichen Diskussion noch eine gewisse Rolle spielt. Allerdings bleibt zu fragen, ob eine spezifische terminologische Distinktion zwischen „Zeichen/Malen“ und „Schreiben“ nicht doch sinnvoll ist. Unser Sprachgebrauch wird ja von den jeweils gewählten Fragestellungen wesentlich bestimmt und *vice versa*.

⁴ Eine wissenschaftsgeschichtliche Aufarbeitung kann hier selbstverständlich nicht geleistet werden und wäre ein eigenes Forschungsprojekt. Einen Suchschnitt durch die Jahrtausende legte B. Schlieben-Lange, *Geschichte*.

⁵ L. Morenz, *Bild-Buchstaben*, 15–17.

⁶ Tatsächlich können Bilder als Zeichen analysiert und entsprechend gelesen werden, R. Posner, *Die Wahrnehmung von Bildern als Zeichenprozeß*.

Der Gründungsvater der modernen Linguistik, Ferdinand de Saussure, unterschied folgendermaßen, indem er die Sprache auf eine systematisch höhere Ebene setzte als ihre Realisierung in den Formen „Sprechen“ und „Schreiben“⁷:



Demnach könnte die Schrift durchaus als ein eigenständiges Kommunikationssystem neben dem Sprechen gelten, wobei eine sehr enge Beziehung dazu besteht. Selbstverständlich können wir Saussursche Theorieansätze nicht etwa in der altägyptischen Kultur erwarten, und vor allem nicht die Formulierung in einer aufs Theoretische zielenden Sprache. Gerade dann überrascht es jedoch, wie stark dieser Grundgedanke mit ägyptischen Sprachvorstellungen parallelisiert werden kann, und wie weit wir dafür sogar bestimmte hieroglyphische *Icons* anführen können.

Die Konzeption, die wir *Sprachgebilde (langue)*⁸ nennen (und für die es offenbar keinen eigenbegrifflichen altägyptischen Terminus gibt), hatte für die Alten Ägypter zwei Bestandteile, die im engen Zusammenspiel miteinander stehend beide als Hypostasen des Schöpfergottes gedacht wurden: Hu und Sia. So zeigen die Jenseitsbücher des Neuen Reiches den Sonnengott in seiner Barke in Begleitung von Hu und Sia, und diese Vorstellung können wir bis in die Pyramidentexte des Alten Reiches zurück verfolgen⁹. Dabei steht *ḥw* für

⁷ F. de Saussure, *Cours de Linguistique*; Überblick in E. Rolf, *Sprachtheorien*, 9–16. Für Saussure selbst war die geschriebene Sprache allerdings offenbar weniger interessant cf. F. de Saussure, *Course in General Linguistics*, 23; vgl. in diesem Sinn vor allem auch L. Bloomfield, *An Introduction*. Saussures Ansatz ist in unserem alphabetschriftlich geprägten Alltag zwar verbreiteter, aber jedenfalls in einem verabsolutierten Gebrauch doch zu einfach. Die Problematik diskutierte vor einiger Zeit S. Krämer, *Sprache und Schrift*; eine Diskussion von Saussure im Spiegel von J. Derrida bietet E. Rolf, *Sprachtheorien*, bes. 245.

⁸ K. Bühler gab das Saussursche Paar *langue – parole* mit *Sprachgebilde* und *Sprechhandlung* wieder.

⁹ C. Leitz, *LGG*, s. v. *ḥw* (LGG V, 51–53) und *sj* (LGG VI, 163–166).

die (schöpferische) Ausspruchsfähigkeit und *sj3* für die (intellektuelle) Kompetenz. In diesem Sinn heißt es denn im sogenannten *Denkmal der memphitischen Theologie*:

Es entstanden aber alle Hieroglyphen/Gottesworte (*mdw ntr*)¹⁰

Durch das, was vom Herzen erdacht und von der Zunge befohlen wurde¹¹.

Eine eindrucksvoll symbolische Überhöhung der Schriftlichkeit zeigt das Eingangsbild zum „Bibliotheksbau“ (*pr md3.t*) im Edfu-Tempel¹² aus der Zeit von Ptolemaios VIII. Euergetes II.¹³ (Abb. 1).

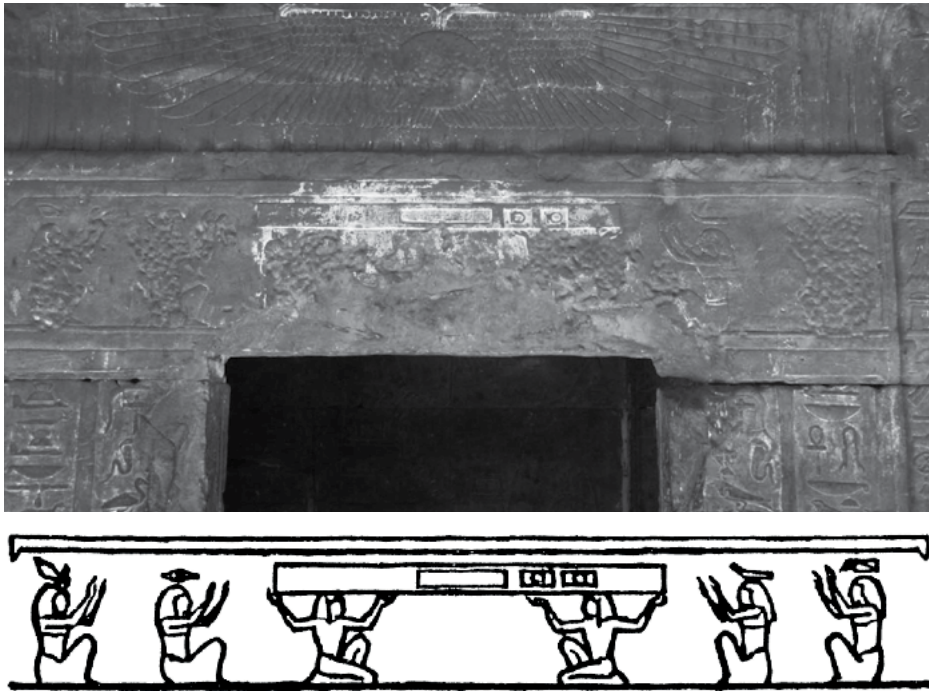


Abb. 1: Eingangsbild zur „Bibliothek“ im Edfu-Tempel, dazu Umzeichnung des Paletten-Registers (J. Capart).

¹⁰ Hier genüge ein Hinweis auf die Ambivalenz von *mdw ntr*, was sowohl „Gottesworte“ als auch auf dem Weg der Metaphorisierung „Hieroglyphen“ bedeutet.

¹¹ Z. 56/7, A. El Hawary, *Wortschöpfung*, 135 und *passim*.

¹² Zum an die Wand des Bücherhauses von Edfu geschriebenen Bücherkatalog: A. Grimm, *Die Bücherkataloge*.

¹³ J. Capart, *L'exaltation*; L. Morenz, *Beiträge*, 44. Das hier gezeigte Photo nahm A. El Hawary während unserer Ägypten-Exkursion im März 2010 auf, die Umzeichnung entstammt dem Artikel von J. Capart.

Dieses symbolstark verdichtete Bild sakraler Schriftlichkeit genau über der Tür zum Bücherhaus¹⁴ des Tempels inszeniert und (re-)präsentiert die ägyptische priesterliche Wissenskultur, zu der eben die dezidierte Bindung an die Schrift wesentlich gehörte¹⁵. Zwei männliche Genien erheben die im Maßstab völlig überdimensionale, als Bildzentrum fungierende Schreibpalette an den Himmel. So wird die Verbindung zwischen den *res* und den *signa* – beides konnte in der ägyptischen Sprache durch *mdw* bezeichnet werden¹⁶ – symbolisiert. Diese symbolgesättigte Schreib-Palette und der Akt ihrer Erhebung zum Himmel werden nun von zwei hier als weiblich dargestellten Paaren mit jeweils anbetend erhobenen Armen begleitet. Heraldisch rechts stehen die Personifikationen „Sehen“ und „Hören“, links eben das Paar *hw* und *sj*¹⁷. Mit dieser Komposition ist im Zusammenspiel von Bild und Schrift ein eindrückliches Denk- und Vorstellungsbild geschaffen worden, das man geradezu als ein intellektuelles Meditationsbild über die Schrift verstehen könnte. Darin kommt jedenfalls die signifikant hohe Wertschätzung der Kulturtechnik Schreiben durch die ptolemäischen Priester-Gelehrten¹⁸ in einer besonderen Weise zum Ausdruck. Sie schätzten (und in diesem Fall verehrten) die Schrift sowohl als ein zentrales Medium des Wissens als auch als Speicher und Hort sowie als Monument von Tradition und damit als ein Kernelement von ihrer kulturellen Identität¹⁹.

¹⁴ Rechts und links der Tür stehen auf den Pfeilern kurze Hymnen an die beiden Schriftgötter Thot (links) und Seschat (rechts).

¹⁵ L. Morenz, *Beiträge*, 27–32.

¹⁶ S. Morenz, *Wortspiele*.

¹⁷ Die Personifikationen *Hu* und *Sia* waren in der ägyptischen Kultur eigentlich als männlich konzipiert. Hier wurde also weniger an die traditionellen gotthaften Wesen gedacht, sondern eher an das abstraktere Konzept hinter den Personifikationen.

¹⁸ Das ptolemäische Schriftsystem in den Tempelinschriften der griechisch-römischen Zeit – cf. D. Kurth, *Einführung ins Ptolemäische* – wurzelt deutlich in älteren Schreibtraditionen, stellt aber in der Summe doch zugleich etwas Neuartiges dar; cf. L. Morenz, *Sinn und Spiel*, 258–272.

¹⁹ In der Forschung wurde mehrfach diskutiert, wie weit wir darin einen Rückzug aus der Alltagswelt in die Welt der Schrift und einen Widerstand gegen die griechisch-römische Fremdherrschaft sehen können. Jedenfalls bleibt dies eine angesichts der Quellenlage ausgesprochen schwierig zu beantwortende Frage. Sie ist so interessant, wie sie methodisch schwierig zu lösen wäre.

Darüber hinaus kann das „Bild“ über der Tür des Bücherhauses sogar auch in einem engeren Sinne gelesen werden, und zwar etwa folgendermaßen:

wṯz zh³ r p.t

dw³ jn ḥw sj³

m³³ sdm

„Erheben der Schrift zum Himmel,

Verehren seitens *Hu* und *Sia*,

Sehen und *Hören*“.

Ob diese oder eine ähnliche spezifische Lesung tatsächlich von den (uns als Personen unbekannten) empirischen Autoren intendiert war, können wir in diesem Fall zwar nicht ganz sicher sagen, doch darf gerade am spezifisch gestalteten Eingang zu einem „Bücherhaus“ eine besondere Lesbarkeit der bildhaften Zeichen zumindest erwartet werden. Diese komplexe Bild-Schrift-Kombination schafft zudem eine besondere Verbindung von der sakralen Textlichkeit mit der götterweltlichen Ebene: Palette – Himmel. Hier verweisen *Hu* und *Sia* auf die göttlich inspirierte Sprache und lassen dabei die Vorstellung einer göttlichen Autorschaft der in diesem Raum deponierten Texte²⁰ assoziieren, während *Sehen* und *Hören* an die menschliche Rezeptionskompetenz denken lassen. Als kulttheologischen Aspekt stellt dieses ausgesprochen dicht komponierte Text-Bild das Schriftgut in diesem „Bücherhaus“ in engste Beziehung zur Götterwelt und speziell zu Horus als dem Herrn dieses Tempels²¹. Dieser faszinierende Bild-Text lebt von einer so breiten wie doch keineswegs willkürlichen Assoziationsfülle.

²⁰ Hier genüge ein Hinweis auf das Konzept der *bḏ.w rꜥ* – einer mythologisch beziehungsreichen Bezeichnung der *heiligen Schriften* –, und diese *bḏ.w rꜥ* (wörtliche Bedeutung: „Machterweise/Manifestationen [o. ä.] des Re“) sind tatsächlich im Bücherverzeichnis genannt, A. Grimm, *Die Bücherkataloge*.

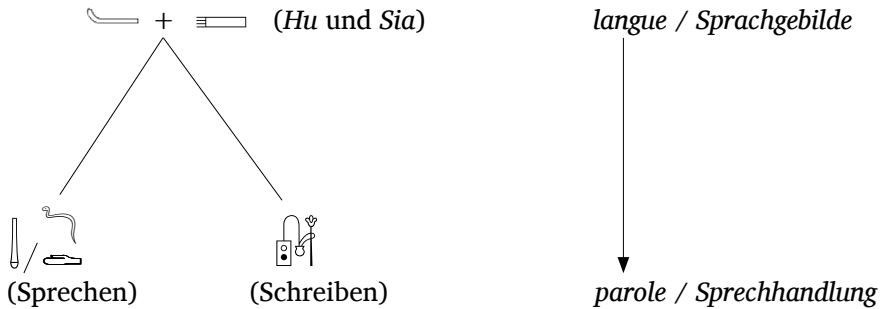
²¹ Zudem können wir auch auf einer weiteren Ebene das Paar *Sehen* und *Hören* als Sprecher des Hymnus an Thot verstehen, wie wir in *Hu* und *Sia* die Sprecher des Hymnus an Seschat sehen können. Zu dieser Deutung passen die jeweils anbetend erhobenen Arme. Diese Darstellung gründet in einer starken Metaphorisierung.

Hieroglyphische *Icons* der altägyptischen Vorstellung vom *Sprachgebilde* sind die Zeichen ZAHN ( = *hw*)²² für die Ausspruchsfähigkeit und LEINENSTREIFEN ( = *sj*)²³, und teilweise wurden die Personifikationen ausschließlich mit diesen Ideogrammen geschrieben (so etwa in der eben besprochenen Tempel-Szene aus Edfu, Abb. 1). Auf der Ebene der *parole* können wir ägyptisch ebenfalls zwischen „Schreiben“ und „Sprechen“ unterscheiden. Ersteres heißt *zh3* und wird mit den *Icon* SCHREIBZEUG geschrieben: . Bei letzterem können wir dann noch einmal weiter zwischen zwei Formen unterscheiden. Die *geformten Rede* – *mdw* – wurde mit dem hieroglyphischen *Icon* STAB  notiert²⁴. Demgegenüber wurde einfaches, alltägliches „Sprechen“ – ägyptisch *dd* – mit zwei Einkonsonantenzeichen geschrieben: , und auch dieser Schreibweise könnte man eine gewisse ikonische Dimension zuschreiben, sofern mit der Phonogramabfolge *d* + *d* einfach auf die pure Phonetizität verwiesen würde. Somit können wir das folgende Schema entwerfen:

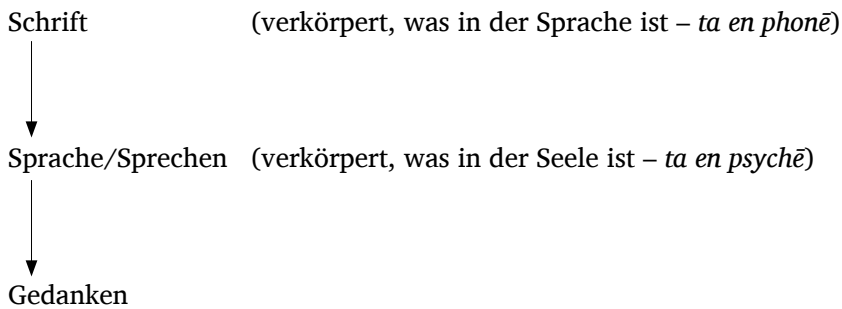
²² Ein menschlicher Zahn wäre als ein hieroglyphisches Zeichen kaum erkennbar gewesen, weshalb die ägyptischen Schreiber in der hieroglyphischen Enzyklopädie auf den so augenfälligen, leicht erkennbaren Elefantenzahn – eben  – als prägnanteste Form auswichen. Einen ähnlichen Vorgang können wir auch für andere Körperteile in der Hieroglyphenzyklopädie beobachten, ausführlicher dazu Kap. IV.4.

²³ Dieser Zeichenauswahl liegt vermutlich eine Metaphorisierung zu Grunde, wie wir diese analog z. B. für *mnh* – „trefflich“ – beobachten können. Dies wird mit dem Zeichen  (Bild eines Meißels) geschrieben und verweist primär auf das „Geglättete“, was sekundär zur abstrakteren Bedeutung metaphorisiert wurde. In diesem Sinn dürfte der Leinenstreifen auf die technologische Kompetenz hinweisen. Zwar können wir den Zeitpunkt der Metaphorisierung bisher noch nicht genau bestimmen, doch liegt er jedenfalls früh in der ägyptischen Schriftgeschichte.

²⁴ Ob *mdw* mit den Bedeutungen „Stab“ und „Rede“ Homonyme waren oder ob der Stab auf die gebundene Rede verweist, zu der man den Takt klopfen kann (L. Morenz/S. Schorch, *Einleitung*, XIII), bleibt noch genauer zu klären. Selbst wenn es sich aber nur um Homonyme handeln würde, könnte das Zeichen  beim Leser trotzdem die Vorstellung von feierlicher Rede anklingen gelassen haben.



Demgegenüber vertrat z. B. Aristoteles in seinen Überlegungen zu den menschlichen Kommunikationsformen ein lineares Modell, worin die Schrift einfach die Lautung verkörperte (mittelbare Signifikation²⁵):



Auch dafür finden sich in der altägyptischen Kultur Parallelen, so wenn es im *Denkmal der memphitischen Theologie* heißt:

Und so war Ptah zufrieden

Nachdem er alle Dinge erschaffen hatte und alle Hieroglyphen/Gottesworte (*mdw ntr*)²⁶.

Diese zwei verschiedenen Sprache-Schrift-Modelle bestimmen unser Sprach- und Schriftdenken bis heute, und mitunter wird – wie seinerzeit im Alten Ägypten – gar nicht immer kohärent dazwischen unterschieden.

²⁵ A. Assmann, *Die Legitimität der Fiktion*, 50–77.

²⁶ Z. 59, A. El Hawary, *Wortschöpfung*, zum Phänomen der Namengebung als Nomenklatur: *passim*.

Gerade F. de Saussure wertete diese eigenständige Dimension der Schrift, die sie auf eine Ebene mit dem Sprechen stellte, deutlich ab, beachtete sie in seiner Forschung kaum und schätzte sie sprachtheoretisch jedenfalls nicht wert. Ganz in diesem Sinn wurde auch in der Linguistik die Schrift häufig nur als ein Epiphänomen der Sprache behandelt²⁷. An dieser Wertung setzte folglich die Kritik von Linguisten und Philosophen wie J. Vachek²⁸ oder J. Derrida²⁹ an. Weder der komplizierte graphische Prozess noch die schiere Materialität der Kommunikation sind nämlich vernachlässigbare Größen. Zudem können z. B. auf schriftliche Weise Aspekte ausgedrückt werden, die im alltäglichen Sprechen nicht zum Ausdruck kommen. Wir können auf der Ebene der *parole* von einer spezifischen *schriftlichen Sprache* sprechen³⁰. Dabei ist etwa mit R. Harris zugleich der Eigenwert des jeweiligen graphischen Systems als ein semiotisches System mit spezifischen Regeln zu betonen³¹.

Semiotisch können wir in modellhafter Vereinfachung drei grundsätzliche Arten von Kodes unterscheiden³²:

- Natürliche Kodes, etwa Gestik, Mimik etc.³³
- Künstliche Kodes, etwa Verkehrszeichen
- Phänomene der dritten Art, etwa die „natürliche“ Sprache³⁴.

²⁷ L. Bloomfield, *An Introduction*; kritische Bestandsaufnahme bei F. Coulmas, *Über Schrift*. Differenzierter mit Blick auf die mediale Bedingtheit von *parole* äußerte sich etwa bereits L. Hjelmslev, *Über die Beziehung*, 211: „Nicht die Gliederung der Aussprache, sondern die Gliederung der Sprache selbst hat man bei der Erfindung der Buchstabenschrift erkannt oder zu erkennen versucht. Nicht die phonische Substanz hat man in eine graphische transponiert, sondern die sprachliche Ausdrucksform hat man direkt in den graphischen Stoff geprägt, um sie festhalten zu können“.

²⁸ Grundlegend J. Vachek, *Zum Problem der geschriebenen Sprache*; ders., *Written Language* (und J. Vachek/P. A. Luelsdorf (Hrsg.), *Written Language Revisited*); weiterführend: E. Feldbusch, *Geschriebene Sprache* (dazu kritische Rezension: U. Knoop, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 100/1, 1989, 31–42).

²⁹ J. Derrida, *Die Schrift und die Differenz*.

³⁰ H. Günther, *Schriftliche Sprache*.

³¹ R. Harris, *Sémiologie de l'écriture*.

³² R. Keller/H. Lüdtk, *Kodewandel*.

³³ Diese Kodes können dann ihrerseits kulturell geformt sein, was hier in Kap. IV. 7 für die Gestik diskutiert wird.

³⁴ R. Keller, *Sprachwandel*.

Selbstverständlich bestehen dabei offene Grenzen wie etwa bei der Gestik. Wo ist in diesem System nun die Schrift zu verorten? Zum einen hat sie Aspekte eines künstlichen Codes, zum anderen erscheint sie aber auch als ein *Phänomen der dritten Art*³⁵.

Für die Besonderheit der graphischen Kommunikation gegenüber dem Sprechen braucht nur an das ägyptische Schriftsystem³⁶ mit dem Gebrauch von Determinativen/Klassenzeichen (oder terminologisch genauer: Mengenzeichen)³⁷ erinnert zu werden. Diese können Bedeutungsdifferenzen anzeigen, welche phonemsprachlich nicht indiziert sind. So unterscheidet sich das Konsonantengerippe *wʿr* im Schriftbild folgendermaßen durch die ihm beigefügten Determinative:

<i>wʿr</i> + 	fliehen
<i>wʿr</i> + 	Flüchtling
<i>wʿr</i> + 	Übereilung (beim Sprechen)
<i>wʿr</i> + 	Bein
<i>wʿr</i> + 	Verwaltungsbezirk.

Wahrscheinlich hängen die hier aufgeführten Bedeutungen alle etymologisch mit *wʿr* – „Bein“ – zusammen. Sie wurden von diesem Ausgangspunkt aus durch Metaphorisierung ausdifferenziert. Für den *native speaker* war im Alltagsgeschäft des Sprechens das etymologische Netz zwar relativ irrelevant, doch wird an den lautlichen und ikonischen Gemeinsamkeiten und Differenzen ein spezifischer Wort-Sinn ins Schrift-Bild gehoben.

Diese spezifische Informationsfülle graphischer Zeichen gilt auch für andere Bereiche. So wird bei den ägyptischen Personalpronomina im Sprechen in einigen Fällen nicht zwischen männlicher und weiblicher Person unter-

³⁵ So schrieb H. Lüdtke: „In einer Sprache kann man alles sagen, was „der Fall ist“ (Wittgenstein) – und dafür gibt es keine Grenzen. Im Prinzip gilt dies auch für die Schrift, obwohl sie eindeutig ein Artefakt ist. Das besondere an dieser Kodesorte ist ihr unmittelbarer Sprachbezug.“, in: R. Keller/H. Lüdtke, *Kodewandel*, 431.

³⁶ W. Schenkel, *Die hieroglyphische Schriftlehre*; P. Vernus, *Idéogramme*.

³⁷ Eine Unterscheidung zwischen Klasse und Menge mahnt zu Recht W. Schenkel an. Tatsächlich sollte man statt Determinativen/Klassenzeichen eigentlich genauer von Mengenzeichen sprechen. Vielleicht setzt sich ja die präzisere Begrifflichkeit einmal in der Ägyptologie durch.

schieden, was aber im Schriftbild sehr wohl ausgedrückt sein kann. In den Schreibungen des Suffixpronomens der Ersten Person Singular mit den Zeichen  versus  sehen wir eine Differenz, während sie doch beide phonetisch gleichartig =j lauten³⁸. Hier wurde in der *geschriebenen* semantisch stärker als in der *gesprochenen Sprache* differenziert.

In seiner wegweisenden grammatologischen Arbeit verstand der Altorientalist Ignaz J. Gelb dagegen die Schrift in einer radikalen Vereinseitigung als einen Zeichenkode ohne eine notwendig phonetische Sprachreferenz³⁹. Vermutlich schloss er mit seiner fachspezifischen Interessenlage als Altorientalist die sprachliche Dimension deshalb aus, um die Notationen auf den frühesten Tontäfelchen aus Uruk (etwa um 3100 v. Chr.) – die im Wesentlichen keine phonetische Dimension beinhalten – doch bereits als „Schrift“ bezeichnen zu können. Tatsächlich sah er darin in einem weiteren Schritt nicht nur die älteste Schrift überhaupt, sondern auch noch die Urmutter aller Schriften der Welt. Als ein grundsätzliches Problem bei dem sehr weit gefassten Gelbschen Ansatz erscheint allerdings, dass damit das „Schreiben“ eigentlich nicht mehr recht von dem „Zeichen/Malen“ unterschieden werden kann. Der Gelbsche Schriftbegriff entspricht also etwa dem ägyptischen *zh3* oder dem griechischen γραφειν.

Geoffrey Sampson und andere Schriftforscher verstanden es als eine Kernfunktion der Schrift, Ideen durch „visible marks“ zu kommunizieren, verwiesen zugleich aber auch auf eine sprachliche – also phonetikorientierte – Dimension⁴⁰. Dies ist der Ansatz, dem ich hier weitgehend folge und ihn zugleich einer Präzisierung für bedürftig und fähig halte.

In der notwendigen Arbeit am Begriff erscheint mir der Versuch einer offenen und injunktiven Definition (N. Hartmann) als zielführend. Dabei operiere ich mit der Unterscheidung *Schrift im engeren Sinn* versus *Schrift im weiteren*

³⁸ Die verschiedenen Schreibmöglichkeiten des Suffixpronomens der Ersten Person Singular und ihre historische Entwicklung werden diskutiert in L. Morenz/S. Schweitzer, *Historische Entwicklungen von Schreibkonventionen*.

³⁹ I. J. Gelb, *A Study of Writing*; deutsche Fassung: I. J. Gelb, *Von der Keilschrift*.

⁴⁰ G. Sampson, *Writing Systems*; hinzuweisen ist besonders auf einige Beiträge in HSK 10/1, ganz dezidiert etwa: R. Harris, *Semiotic Aspects of Writing*, 41–48, oder auch F. Coulmas, *Theorien der Schriftgeschichte*, 256–264.

Sinn. Zwischen diesen beiden Polen bestanden zwar sicher fließende Grenzen, doch sind sie ebenso als Pole einer fließenden Skala benennbar. Diese *Schrift im weiteren Sinn* könnte allgemeiner als Zeichensystem, Kode, Notation oder ähnlich bezeichnet werden.

Dabei scheinen die folgenden Merkmale für die *Schrift im weiteren Sinn* besonders relevant zu sein:

Kommunikation	(= soziale Interaktion)
Semantizität	(= Gehalt)
gewisse Permanenz	(= Kommunikation im Raum)
Sichtbarkeit, Wahrnehmbarkeit	(= Medialität und Materialität)
gewisse Linearität	(= Zeichenanordnung)
Konventionalität	(= relativ umgrenzter Zeichenvorrat ⁴¹)
Regelmäßigkeit	(= Anordnungen, Layout)
Prägnanz	(= Erkennbarkeit der Botschaft)
Dissoziation von der konkreten Sprechsituation	(= Autonomisierung der Botschaft) ⁴² .

Damit dürften wesentliche Aspekte erfasst sein, die eine erstaunlich breite Gültigkeit haben und die auf verschiedenste Notationssysteme bezogen werden können.

Die Distanzierung von der konkreten Sprechsituation führt z. B. auch dazu, dass der konkrete Autor sich anstatt eines unmittelbaren konkreten Adressaten einen impliziten Leser konstruieren muss⁴³. In der Frage nach dem Kommunikationsgeschehen sind in diesem Sinne selbstverständlich auch ver-

⁴¹ Dies kann allerdings eine offene Enzyklopädie sein, wie wir dies aus der ägyptischen Hieroglyphenschrift kennen, W. Schenkel, *Die hieroglyphische Schriftlehre*. Ähnlich konnten auch in der aztekischen Schrift oder der Schrift der Maya Zeichen bei Bedarf neu gebildet werden, N. Grube, *Mittelamerikanische Schriften*.

⁴² Die *Zerdehnung der Kommunikationssituation* (K. Ehlich) autonomisiert die Botschaft, was eine stärkere Offenheit bewirkt und zugleich einen entsprechenden Interpretationsbedarf weckt, G. Selz, *Offene und geschlossene Texte*.

⁴³ Grundlegend zur Rezeptionsdimension von Texten seinerzeit W. Iser, *Der Akt des Lesens*. Demgegenüber ist der Begriff *Modell-Leser* noch grundsätzlicher (U. Eco), bezieht sich auf den Adressaten in der Vorstellung des Autors – und dies kann auch das physisch kopprä-sente Gegenüber sein.

schiedene soziale Aspekte von Relevanz für eine kulturelle Poetik der Schrift und eine Schrift-Anthropologie:

- Autoren
- Rezipienten
- Sozialer Gebrauch, Fragen der Partizipation
- Magische Dimension

Die *Schrift im weiteren Sinn* ist räumlich (mit Affinität zum Auge) und hat eine Tendenz zur Statik (Herkunft vom Bild), während das Sprechen zeitlich ist und eine Affinität zum Ohr aufweist⁴⁴. Dazu kommt eine stärkere Abstraktheit des Textes von der konkreten Sprechsituation. Die materialisierte Kommunikation kann in aller modellhaften Zuspitzung als eine bestimmte Technik zum gesellschaftlichen Problemlösen verstanden werden, und ihr sozio-kultureller Rahmen war die Generierung einer *zerdehnten Kommunikationssituation* (K. Ehlich)⁴⁵. Dies war sowohl im sakralen als auch im sozio-ökonomischen Feld von Interesse.

Hier ist auch darauf hinzuweisen, dass die Fixierung von „Texten“ nicht etwa an die sprachliche Dimension gebunden ist, sondern diese auch vor-schriftlich im engeren Sinn funktionieren können⁴⁶. Tatsächlich können wir grundsätzlich drei Textbegriffe unterscheiden:

- a) einen schriftgebundenen
- b) einen sprachgebundenen
- c) einen kulturell offenen⁴⁷.

Noch vor dem „Schreiben“ kann gelesen werden – etwa die Fährten der Tiere auf dem Boden oder die Sterne am Himmelszelt –, und diese Art der Welt-wahrnehmung können wir plausibel mindestens für das Mesolithikum (und

⁴⁴ So kann man als kulturelle Pole *Augenkulturen* (wie Hellas) gegen *Ohrenkulturen* (wie Alt-israel) stellen, S. Morenz, *Entstehung und Wesen der Buchreligion*.

⁴⁵ K. Ehlich, *Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation*; ders., *Textualität und Schriftlichkeit*.

⁴⁶ Ausführliche Diskussion hier in Kap. IV. 1; in der Forschung sind ganz verschiedene Textbegriffe in Umlauf.

⁴⁷ L. Morenz/S. Schorch, *Was ist ein Text, Einleitung*, IX–XX.

wahrscheinlich auch schon für das Paläolithikum⁴⁸) ansetzen. Dieses „Buch der Natur“⁴⁹ könnte und dürfte sogar eine wesentliche Inspirationsquelle für die Entwicklung der menschengemachten Notationssysteme gebildet haben. In diesem Sinn wird im folgenden Exkurs ein aurignacienzeitliches Elfenbeintäfelchen diskutiert, das bereits eine außerordentlich dichte Textlichkeit aufweist. Hierin manifestiert sich eine angesichts des enormen Abstandes von über 30.000 Jahren doch erstaunliche kulturelle Modernität aus der Anfangszeit des evolutionsbiologisch „modernen“ Menschen in Europa⁵⁰.

Exkurs 1: Ein altsteinzeitlicher Text

Noch einmal weit über den in dieser Arbeit verhandelten zeitlichen und räumlichen Horizont hinaus reicht ein Elfenbeinplättchen aus der Zeit etwa um 35.000/32.000 v. Chr. (Abb. 2)⁵¹.

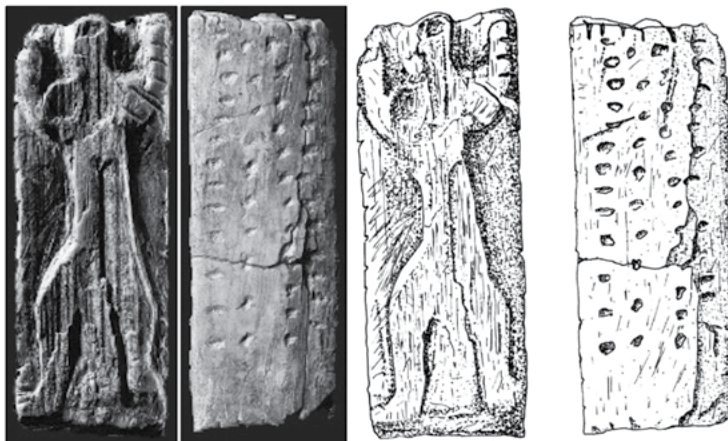


Abb. 2:
Elfenbeinplättchen aus dem altsteinzeitlichen Geißenklösterle, um 35.000/32.000 v. Chr.

⁴⁸ Befunde wie die in Schöningen oder Bilzingsleben bezeugen die aktive Bejagung verschiedener Tierarten, und von daher dürfen wir auch eine bereits paläolithische Praxis des Spurenlesens erwarten.

⁴⁹ Aus historisch-metaphrologischer Sicht diskutiert dies H. Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*.

⁵⁰ Einige mit dem hier in Rede stehenden Täfelchen zu verbindende Objekte diskutierte N. J. Conard, *De nouvelles sculptures / Neue Elfenbeinskulpturen*.

⁵¹ Dieses 1979 gefundene Plättchen (gute und leicht zugängliche Farabbildung unter http://www.eiszeitkunst.de/anfaenge_der_kunst/geissen/adorant.php) galt längere Zeit als die älteste bekannte Menschendarstellung aus Europa, doch wurde inzwischen aus der Höhle *Hohle Fels* eine noch ältere rundplastische Frauenfigur aus Mammutelfenbein bekannt (diese faszinierende Entdeckung ging schnell durch die Tagespresse, etwa: J. T. Widmer: *Archäologie: Neuer Fund in Schelklingen*).

Dieses in seiner Höhe ganze 3,8 cm messende Täfelchen zeigt auf der einen Seite einen Menschen oder vielleicht ein Mensch-Tier-Mischwesen⁵² mit erhobenen Armen und gespreizten Beinen (sogenanntes „Hampelmann-Schema“), während auf der anderen mehrere Reihen von Einkerbungen zu erkennen sind. Die Zahl 13 je Reihe⁵³ lässt den Betrachter unter den Deutungsoptionen nicht zuletzt an einen Mondkalender denken⁵⁴. Bereits von seinem Ursprung her ist der Kalender ein „Produkt und Ausdruck von Geschichte“⁵⁵, ein kulturelles Raster, das Menschen zu ihrer Orientierung und Gliederung des Lebens über die Natur legen. Dabei trägt er sozio-ökonomische, sakrale und technologische Aspekte⁵⁶. Die Vorstellung von einer Kohärenz in der Zeit generierte zugleich eine besondere Textualität in der linearen Abfolge von Zahl-Zeichen. Selbst wenn die sehr regulären Einkerbungen jedoch keinen Kalender repräsentieren sollten, wird in ihnen jedenfalls das Prinzip des Zählens und der sequenzierenden Ordnung materialisiert⁵⁷.

⁵² Die genaue Gestaltbestimmung ist nicht ganz sicher, weil der Kopf sehr klein und zudem beschädigt ist. Die rundplastischen Löwen-Menschen von der Schwäbischen Alb (J. Hahn, *Menschtier- und Phantasiewesen*, 101–115, zuletzt M. Schaper (Hrsg.), *Geo-Weltgeschichte* 1, 57 sub 1.128 „Löwenmensch“) und andere Darstellungen paläolithischer Mischwesen machen es zumindest zu einer realen Möglichkeit, dass hier nicht einfach ein Mensch, sondern ein tier-menschliches Mischwesen dargestellt ist.

⁵³ Die Längskanten des Plättchens beinhalten jeweils 13 Kerben. Auch drei der vier Punktreihen auf der Rückseite zeigen jeweils 13 Punkte. Die zweite Punktreihe von links besteht aus zumindest 10 erkennbaren Punkten. Wenn es hier um 6×13 Elemente geht, können wir damit rechnen, dass mit diesem Täfelchen der Abstand zwischen Sommer- und Wintersonnenwende markiert wurde. Zudem sind an der oberen und unteren Kante ebenfalls 13 Kerben angebracht. Zudem fragt es sich, ob wir die Kerben im Arm der Figur auch mit in diese Deutung einbeziehen sollen.

⁵⁴ Unterstützend können wir noch andere mutmaßliche Kalendernotizen aus dem Paläolithikum anführen. Ein Kronzeuge ist der mutmaßliche Kalender aus Dolni Vestonice mit einer Abfolge von 29 Einkerbungen, E. Emmerling/H. Geer/B. Klíma, *Ein Mondkalenderstab*. Probleme des Kalenders sind Thema in W. Menghin (Hrsg.), *Acta Praehistorica et Archaeologica* 40, 2008, darin u. a. Entwicklung des Kalender-Denkens in Mitteleuropa vom Paläolithikum bis zur Eisenzeit (T. Schmidt-Kaler) oder „Astronomische Ikonografie“ im Jüngeren Paläolithikum (M. Rappenglück).

⁵⁵ J. Le Goff, *Geschichte und Gedächtnis*, 23.

⁵⁶ Der Linguist E. Benveniste unterschied in den *Problèmes de linguistique generale*: 1.) die physikalische Zeit, 2.) die chronikalische Zeit, 3.) die linguistische Zeit. Dabei ist der Ausdruck der chronikalischen Zeit der Kalender. So können wir aus der Existenz des Kalenders auf eine gewisse Geschichtsvorstellung schließen und zudem erwarten, dass der Kalender eng mit der Welt der Sprache und einer entwickelten Sprachlichkeit verbunden war.

⁵⁷ Zum Vergleich ist etwa auf die Magdalenien-zeitlichen gekerbten Schiefergeröllsteine aus mährischen Höhlen hinzuweisen, J. Jelínek, *Bildatlas*, 449, Abb. 723.

Bei Darstellungen von Menschen mit erhobenen Armen spricht die ur- und frühgeschichtliche Forschung von einem „Adorantentyp“⁵⁸. Allerdings ist dies nur ein formales Etikett, dessen spezifische inhaltliche Bedeutung erst in der konkreten Analyse plausibilisiert werden muss. Wir könnten hier zum Beispiel auch an ein Umspannen des Bereiches von Himmel und Erde (etwa im Sinne eines umfassenden kosmischen Gottes) denken. Das Figurenschema füllt den ganzen Raum des Plättchens aus – oben und unten, rechts und links. Wir können diese Gestaltung als eine bewusste Komposition verstehen, die eine bestimmte Vorstellung ausdrückt. Ohne hier in eine Detaildiskussion einzutreten, können wir dieser Menschenfigur jedenfalls eine sakrale Dimension zuschreiben. Diese Figur bietet die bisher erste uns aus der Bildgeschichte der Menschheit fassbare, zur Bildformel verdichtete Menschengestalt überhaupt. Wenn sich in viel späteren Zeiten in ganz verschiedenen Kulturen ähnliche Darstellungen finden, besagt dies nichts über irgendwelche direkte historische Kontinuitäten. Dagegen verrät uns die Formalisierung mittels der Symmetrie, dass schon vor weit über 30.000 Jahren ein bestimmter Gestaltungs- und Ausdruckswille sowie eine entwickelte graphische Kompetenz Menschen zu dieser aussagekräftigen Formgebung führten. Wenn die grundsätzlich polyseme Form dem fernen Betrachter auch nicht erlaubt, sich mit Sicherheit auf eine ganz konkrete Bedeutung festzulegen, trug sie doch in ihrem kulturellen Rahmen gewiss eine spezifische Bedeutung, die dem zeitgenössischen Modell-Betrachter vermutlich selbstverständlich war. Uns als den so fernen empirischen Betrachtern fehlt dagegen eine für die Dechiffrierung hinreichend genaue Kenntnis des kulturellen Codes. Eben diese dezidierte Lesbarkeit ist (auch unabhängig von der konkreten Lesung selbst) kultur- und mediengeschichtlich von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung.

In einem textuellen Zusammenspiel der beiden Seiten des Elfenbeintäfelchens wird dieser mutmaßliche Kalender zugleich über die mit ihm korrespondierende Menschenfigur in der sakralen Welt verortet. Einen wahrscheinlichen sozio-kulturellen Rahmen dieses Objektes bildet die hohe Bedeutung

⁵⁸ Ein weiteres frühes Beispiel bietet die Männerdarstellung (hier in Seitenansicht) aus Gourdan (Frankreich), J. Jelínek, *Bildatlas*, 399, Abb. 641.

von Festen für frühe Gemeinschaften⁵⁹, denn diese waren ihrerseits in der Regel fest in der Zeit verortet und qualifizierten diese (etwa in besonderer Weise die in vielen Kulturen zelebrierte Sommer-Sonnenwende⁶⁰). In einem speziellen Deutungsvorschlag könnte man dieses Elfenbeintäfelchen als ein kombiniert mythologisiertes (Menschenfigur [bzw. Mischwesenfigur] als kosmischer Gott) und mathematisiertes (Zahlen-Striche in der Funktion als Kalender) Zeit- und Weltbild verstehen, und zwar genauer als einen paläolithischen „Chrono-Kosmos“, der Zeit und Raum umgreift. Mit diesem Täfelchen wurde der Lauf der Zeit sakralisiert. Wenn diese Deutung mangels kulturinterner Parallelen (bei dieser enormen historischen Distanz gewiss kein Wunder!) zwar auch nicht bewiesen werden kann, darf ihr doch zumindest eine Stimmigkeit zugeschrieben werden. Bereits diese Interpretation bietet uns angesichts der enormen zeitlichen Distanz bemerkenswert viel Information sowohl zum Zeichengebrauch als auch zur Weltwahrnehmung.

Gemäß dieser Deutung können wir dieses Elfenbein-Täfelchen als Indiz für eine bereits paläolithische Vorstellung von einer Art *SCHRIFT am Himmel* verstehen, die den Menschen als ein Vorbild der Zeichenbildung diene und die sie zu einer Lesung sowie zu einer graphischen Umsetzung in menschliches Maß anregte⁶¹. Dieses Elfenbeintäfelchen ist der derzeit aus der Menschheitsgeschichte früheste bekannte relativ konkret lesbare Text in einer schriftanalogen Notation überhaupt, und diese Annahme dürfte auch dann noch gelten, falls die hier vorgeschlagene konkrete Deutung im Sinne eines sakralisierten Kalenders nicht genau so zuträfe. An der hohen Textualität der Botschaft dieses Täfelchens ist jedenfalls kaum sinnvoll zu zweifeln. Dabei ist das Zusammenspiel von relativ geometrisch-exakter Notation auf der einen Seite des Täfelchens und stärker bildpoetischer – vielleicht mythologischer – Darstellung auf der anderen Seite bemerkenswert.

⁵⁹ T. L. Bray (Hrsg.), *The Archaeology and Politics of Food and Feasting*.

⁶⁰ Einen Abglanz dieser Vorstellung einer qualifizierten Zeit bildet auch noch unser Sprichwort „Das Blatt hat sich gewendet“, K. Meuli, *Sprichwörter zur Sommersonnenwende*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, 1975, 508–510.

⁶¹ Diskussion dieser Vorstellung in Kap. IV. 1.

Das paläolithische Elfenbein-Täfelchen kann also zugleich formal wie funktional als ein systematischer Vorläufer der frühneolithischen steinernen Zeichentäfelchen aus Obermesopotamien (Diskussion in Kap. II. 1–3) verstanden werden. Der zeitliche Abstand von mehreren Jahrtausenden und die unterschiedlichen Herkunftsorte sowie die gewaltigen Überlieferungslücken erlauben uns zwar keine direkte historische Kontinuität anzusetzen, doch können wir die elaborierte Textualität und deren graphische Umsetzung in einem offenen Traditionszusammenhang sehen, der zurück bis in das Aurignacien und damit neben dem mutmaßlichen kulturellen auch dem biologischen „Beginn“ des „modernen“ Menschen reicht.

(Ende des Exkurses)

Gegen das in Alltags- und Wissenschaftssprache relativ weit verbreitete Verständnis einer Schrift als einem Kode⁶² ist zwar zunächst nichts einzuwenden, nur bleibt dann weiter zu fragen, ob die Schrift etwas ihr Spezifisches aufweist, was sie von anderen Kodes unterscheidet. Tatsächlich weist die Schrift, wenn der Begriff terminologisch einen Eigenwert haben soll, über den Kode-Aspekt hinaus noch etwas Eigenständiges auf. Für die Definition von *Schrift im engeren Sinn* muss in der Abgrenzung gegen Kode, *Schrift im weiteren Sinn* und ähnliche Begriffe jedenfalls im Kernbereich nur ein zusätzliches Kriterium eingeführt werden, nämlich der Sprachbezug auf der Lautebene. Das Spezifische an der *Schrift im engeren Sinn* gegenüber verschiedenen anderen Kodes ist eine gewisse phonetische Dimension der Kodierung. Bei dieser Phonetisierung der Zeichen spielte das Rebus-Prinzip eine herausragende Rolle, und wir werden darauf in Kap. IV. 2.1 noch ausführlicher zu sprechen kommen. Hier genüge vorerst ein kurzer Hinweis. Die ältesten Rebuszeichnungen im Niltal stammen aus der Zeit etwa um 3200 v. Chr., und erste rein phonographische Schreibungen bieten die archaischen Warenetiketten aus der herrscherlichen Nekropole von Abydos. Hier wurden bildhafte Zeichen wie der b3-Vogel (Hieroglyphe ) im Schriftgebrauch von ihrer Bildbedeutung völlig

⁶² G. T. Watt/W. C. Watt, *Code*; R. Keller/H. Lüdke, *Kodewandel*.

abgelöst und bezeichnen nunmehr nur noch den Lautwert, in diesem Fall eben *b3* (Abb. 3).

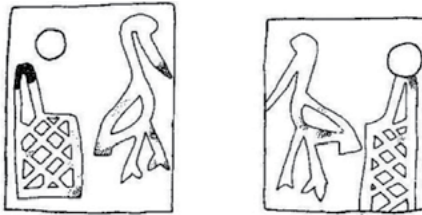


Abb. 3: Archaische Warenetiketten aus Abydos (Grab U-j), Zeichen *b3*-Vogel + *st*-Sitz = Kodierung des Toponyms *b3st*

Wir werden dieses Beispiel später noch genauer in den Blick nehmen (Kap. IV. 2.1).

Mit dieser Technik der Abspaltung von Bildcharakter und Lautwert wurden im 4. Jt. v. Chr. die ersten freien Lautwerte von ursprünglich rein bildhaften Zeichen gewonnen. Wir können deshalb buchstäblich von einer *Herausbildung* der Schrift sprechen. In diesem konzeptionellen Schritt steckte ein enormes mediales Potential, das dann die Schriftentwicklung für Jahrtausende prägte.

Vom späteren 4. Jt. an können wir im Niltal innerhalb des Schriftgebrauchs auch noch die folgende mediale Differenzierung beobachten:

Inschriftlichkeit	– Bildkräftigkeit der Zeichen	– Monumentalität
Handschriftlichkeit	– Kursivität der Zeichen	– Archivhaftigkeit

Diese Differenz können wir zwar in einer mehr oder weniger starker Ausprägung für viele Schriftkulturen beobachten, doch ist gerade für die ägyptische Schriftlichkeitskultur eine radikale Bigraphiesituation Monumentalschrift (Hieroglyphen) versus Kursivschrift(en) (Hieratisch, Demotisch) charakteristisch⁶³.

Dabei wird selbstverständlich die phonetische Seite der Sprache nie in einem Verhältnis von 1 : 1 im Schriftbild repräsentiert. Die Schrift ist kein

⁶³ J. Assmann, *Gebrauch und Gedächtnis*; L. Morenz, *Beiträge*, 11–13. Dabei kann innerhalb eines Schriftsystems noch weiter differenziert werden, so in der hieratischen Schrift des Mittleren Reiches (L. Morenz, *Beiträge*, 55f.).

einfaches Sprech-Archiv, auch nicht in den funktional rein phonographisch operierenden Alphabetschriften. Offen bleiben in der Notation häufig in Sprachen doch ausgesprochen wichtige Phänomene wie Akzent, Rhythmus etc. Bei besonderem Bedarf danach können spezifische Notationsweisen eingeführt werden.

Während anscheinend alle bekannten Alphabetschriften der Welt ihren Ursprung im 19. Jh. v. Chr. haben – und zwar vermutlich im Sinai als einer Zone der ägyptisch-semitischen Sprach- und Kulturkontakte –⁶⁴, nehmen wir neben der frühen *Schrift im engeren Sinn* im Folgenden vor allem auch die noch über ein Jahrtausend älteren phono-semantic Hybride aus dem Niltal und dem Zweistromland in den Blick. Über diese *Schrift im engeren Sinn* hinaus erweitern wir den Horizont zugleich bis zur Herausbildung des frühneolithischen Zeichensystems im 10. Jt. v. Chr. und beziehen somit auch die *Schrift im weiteren Sinn* mit in unsere Untersuchung ein.

2) Vom Prestige der *Schrift im engeren Sinn*

Kulturen werden im grobrastrigen Vergleich auch noch in der modernen Forschung häufig nach dem dichotomischen Muster Schriftbesitz versus Schriftlosigkeit (dis-)qualifiziert⁶⁵. Dabei ist im Kulturvergleich festzuhalten, dass gerade in völlig oder dominant illiteraten Kulturen der Schrift häufig ein hohes kulturelles Prestige zugeschrieben wurde⁶⁶.

⁶⁴ L. Morenz, *Die Genese*.

⁶⁵ Einen Überblick über diverse Schriften und ihre kulturellen Kontexte bietet B. Trigger, *Writing Systems*.

⁶⁶ Allerdings gibt es selbstverständlich gewichtige Ausnahmen und teilweise komplexe Wechselspiele mit der Schrift, vgl. W. Raible, *Orality and Literacy*. Dafür stehen insbesondere die indische Kultur mit der langen Tabuisierung der schriftlichen Aufzeichnung sakraler Texte (wissenschaftsgeschichtlich prominent in der europäischen Wahrnehmung ist insbesondere die späte Aufzeichnung des Veda), und ähnlich auch die keltische Kultur mit den druidischen oralen Überlieferungen. Auch in diesem Bereich gibt es eben nicht nur eine Lösung, und jeder Fall lohnt dementsprechend, gesondert (also in lokaler Perspektive, aber zugleich mit universalem Horizont) betrachtet zu werden. Schriftgeschichtlich ist für Indien besonders auf die Schrifteinführung unter König Asoka (regierte 273–232 v. Chr.) hinzuweisen. Sie stand in engem Zusammenhang mit der Einführung des Buddhismus als einer Art Staatsreligion. Zwar gab es eine weit ältere Schrift der Indus-

Eine medien- und mentalitätsgeschichtliche Grabung in den *Brunnen der Vergangenheit* hat für eine Archäologie der Schrift und ihre Vorstufen in den letzten 20 Jahren eine enorm erweiterte Materialbasis bekommen. Hier werden Bilder, Bildzeichen und Schrift vom 10. bis zum 3. Jt. v.Chr. untersucht. Ein Schwerpunkt liegt dabei im frühen Neolithikum Obermesopotamiens mit der Herausbildung von spezifischen Bildzeichen, ein zweiter im Blick auf die Entstehung von Schrift im engeren Sinn (4. und frühes 3. Jt. v.Chr.). Hier werden neue Einsichten in die Entwicklung der Schrift und früherer Zeichensysteme entwickelt und diese in einen breiteren kulturhistorischen Kontext zu verstehen versucht.

ZUM AUTOR

Prof. Dr. Ludwig D. Morenz, Studium der Orientalischen Archäologie, Ägyptologie, Koptologie, Altorientalistik und Religionsgeschichte, Dissertation zur ägyptischen Schriftlichkeitskultur (1994), Habilitation in Tübingen (2001), ist Professor für Ägyptologie an der Universität Bonn mit den Forschungsschwerpunkten Schriftgeschichte, Kultursemiotik, ägyptologische Bildanthropologie, Literatur des Mittleren Reiches. Ausgewählte Monographien: Bild-Buchstaben und symbolische Zeichen. Die Herausbildung der Schrift in der hohen Kultur Altägyptens (2004); Sinn und Spiel der Zeichen. Visuelle Poesie im Alten Ägypten (2008); Die Zeit der Regionen im Spiegel der Gebelein-Region. Kulturgeschichtliche Re-Konstruktionen (2010), Die Genese der Alphabetschrift. Ein Markstein ägyptisch-kanaanäischer Kulturkontakte (2011).

[WWW.EBVERLAG.DE]

ISBN 978-3-86893-096-2



9 783868 930962